

The image shows the front cover and spine of an antique book. The cover is decorated with a complex marbled paper pattern featuring irregular, cell-like shapes in shades of blue, red, and gold. The spine is bound in dark, textured leather and is divided into sections by gold-tooled lines. The title and page number are printed in gold on the spine.

Politikai  
röpiratok.

9

9  
73

**Regierung**  
und  
**Opposition.**

---

Ein Beitrag

zur Charakteristik der ungarischen

**Reichstags-Majorität.**

(Dr. László Székely.)

---

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1872.

DE BALLAGI GEZA.

Pest. 1872. Druck von Gustav Heckenast.

Man hat der Opposition mehrfach den Vorwurf gemacht, dass sie ihren Ideen durch unwürdige und verwerfliche Mittel den Sieg zu erringen trachte. Insbesondere waren es die letzten Ereignisse im ungarischen Reichstage, welche viel Staub aufwirbelten.

Prüft man jedoch den Geist dieses Widerstandes gegen eine, sich selbst an die Spitze der parlamentarischen Ordnung stellenden Majorität, und macht man sich vollends von der blinden Anbetung eines Systems, für welches nichts, als die zweifelhafte Weisheit einiger Männer spricht, frei, so wird man die Ueberzeugung gewinnen, dass es denn doch andere, wichtigere Motive geben müsse, welche der Opposition Kraft und Muth verleihen, um gegen die Uebergriffe der regierenden Partei erfolgreich in die Schranken zu treten.

Die Publizistik der ungarischen Reichstagsmajorität macht auf den bedächtigen Beobachter den Eindruck einer gut disciplinirten Claque, welche aber meistens, ohne ein eige-

nes Verständniss für den Ernst der Sache, Alles verherrlicht, was die Regierung unternimmt, gleichviel, ob dies dem Geiste des Volkes entspreche oder nicht. Einzelne dieser Parteiorgane, welche wohl mit Unrecht unter der Firma einer massgebenden öffentlichen Meinung leben, gefallen sich sogar in der Rolle der Hyperloyalität und geben sich alle erdenkliche Mühe regierungsfreundlicher zu sein, — als selbst die durch sie verhimmelte Regierung. Es sind das publicistische Herrgottmacher — wie man sie im gelobten Lande Tyrol nennen würde, — die mit geistiger Verschämtheit den Staub von den Schuhen jener Männer hinwegfegen, welche sie für die leibhaftigen Schutzgeister der Nation halten. Es ist erstaunlich, welche Fortschritte diese Organe in der Vergötterung der Individualitäten schon gemacht haben.

Allein jede Anbetung, sei sie nun das Ergebniss metaphysischer Grübeleien oder das der ersterbenden Demuth vor einem eingebildeten geistigen Götzen, bringt dieselbe Wirkung hervor: sie macht ungerecht und artet insbesondere bei schwächeren Menschennaturen leicht in gefährlichen Fanatismus aus. Der Fanatismus in der Politik aber ist gefähr-

licher als in der Religion, denn er begnügt sich nicht mit der Härte und spornt zur Rache an.

So sehr wir auch die persönlichen Verdienste eines Einzelnen, insbesondere wenn diese aus selbstlosen Motiven entsprungen, zu würdigen bereit sind, so entschieden müssen wir doch im Namen der allgemeinen Menschenwürde gegen eine Zumuthung protestiren, welche nichts Geringeres fordert: als die Anbetung eines politischen Götzenthums. Nicht die Missgriffe der Regierung allein haben die Opposition im Lande grossgezogen, sondern der entsittlichende Cultus, welcher durch eine servile Presse mit den Namen von Männern getrieben wird, deren ganzes Verdienst in der Schaffung eines Experiments besteht, über dessen wahren Werth die reine Vernunft nicht im Unklaren sein kann. Jeder Götzendienst, welchem ein Volk oder eine Partei huldigt, dokumentirt die Unmündigkeit seiner Proselyten.

Die Regierung hat im Bewusstsein ihrer numerischen Stärke zu Mitteln gegriffen, welche die Klugheit sowohl, als das Billigkeitsgefühl gleicher Weise verschmährt haben würden, da die Verlästerung der Meinungen

gleichbedeutend ist mit der Intoleranz, welche, indem sie die Gemüther einander entfremdet, nur Hass und Erbitterung erzeugt.

Heute, wo sich die Parteien nicht mehr wie Bürger eines und desselben Staates, sondern wie verbissene Gegner von zwei verschiedenen Lebensfragen gegenüber stehen, und noch ehe auch nur entfernt das Bedürfniss für eine derartige Massregel vorläge, erlässt der öffentliche Ankläger an die ihm unterstehenden Provinzgerichtsbarkeiten die scharfe Mahnung, sich bei den bevorstehenden Wahlen mit allen Mitteln zum Herrn der Situation zu machen und zu verhindern, dass sich die Opposition frei und massenhaft entfalte . . . . Wie immer auch sonst die Interpretirung dieses unerhörten Gewaltbefehles lauten mag, Thatsache ist es: dass die Regierung die Wahlen mit Zuhilfenahme der Justiz inszenirt; ein Ereigniss, welches den Constitutionalismus derselben hinreichend kennzeichnet.

Durch die bedauernswerthen Szenen, deren Umfang jedoch vielfach übertrieben wurde, welche die letzten Tage der abgeflossenen Session illustirten, hielt sich die Regierung zugleich für berechtigt, gegen die „Wind-

mühlenpolitik“ der Linken den Ton dozirender Moral anzunehmen und indem sie in gutem Kanzelstyl den Standpunkt und die Unfehlbarkeit ihrer eigenen Partei aussprach, versäumte sie nicht, ihren Gegnern ihre Sünden vorzuhalten und sie zu ermahnen, in sich zu gehen und künftig gläubiger zu sein.

Es ist unlängbar, dass in diesem letzten parlamentarischen Gefechte ätzender Humor und kalter Ernst oft so nahe an einander geriethen, dass es in manchen Augenblicken schien, als ob dadurch die Würde der Versammlung jämmerlich Schiffbruch leiden sollte. Und diese Szenen, so beklagenswerth sie auch waren, hat zum grossen Theil die Regierung in ihrem meisterhaften Ungeschick selbst verschuldet. Sie war im Begriffe, mit Hilfe ihrer Getreuen staatsstreichartig und noch in der zwölften Stunde Gesetze zu oktroyiren, deren Bedeutung um so grösser gewesen wäre, als in ihnen die ganze bisherige Ordnung wie über Nacht einem andern Geiste Platz gemacht haben würde, und welcher der Regierung einen Machtzuwachs verschafft hätte, wodurch der gerechteste Widerstand zum Schweigen gezwungen worden wäre. Es war natürlich, dass sich die Linke

mit aller Macht gegen diese Zumuthung erhob und zu Waffen griff, welche ihr nur die Nothwendigkeit in die Hand geben konnte. Es war eine Nothwehr, diese arg missverständene Vertheidigung der Linken, gegenüber einer rücksichtslosen Gewalt, und es ist psychologisch erklärlich: wenn die Noth in der Wahl der Waffen nicht allzu gewissenhaft ist.

Es ist nicht unsere Absicht, die Irrthümer der Majorität vom staatsrechtlichen Standpunkte zu beleuchten; wir überlassen das gestrost der Zeit, welche die schädlichen Früchte gleich wie die nützlichen reift. Wir wollen der regierenden Macht blos einen Spiegel entgegen halten, worin sie sich tief bis in ihr innerstes ungesundes Wesen sehen könne. Wir bieten im Nachfolgenden Ereignisse und Momente, welche zur Charakteristik der ungarischen Regierung und ihrer Repräsentanten neue und durchaus auf Thatsachen beruhende Belege liefern; und welche uns darüber aufklären sollen, auf welche Weise und durch welche Mittel sich die Regierung in den Stand gesetzt sah, ihren verderblichen Grundsätzen durch die faktische Stimmenmehrheit Geltung zu verschaffen.

Ein neuer und vielstimmiger Apparat,

welcher blos darum gefährlich ist, weil er der allgemeinen Entsittlichung angelweit die Thore öffnet und durch den auf demselben lastenden Druck der Existenzfrage ein willkürliches Spielzeug bildet, — steht der Regierung in einem gewaltthätig beherrschten Beamtenthum zur Seite. Die Legion dieser abhängigen Tagelöhner des Staates übt ihr Wahlrecht auf Kommando aus und stimmt für Diejenigen: welche ihr ihre vorgesetzte Behörde namhaft macht; ohne Rücksicht auf die hiervon etwa abweichende persönliche Meinung. Man hat das Beamteneer mit dem schönsten Rechte eines constitutionellen Bürgers beschenkt, nahm demselben aber gleichzeitig das persönliche Recht, sich nach eigener Ueberzeugung auszusprechen. — Kurz, die Regierung umgab sich durch das Beamtenthum mit einem Heere bezahlter Wähler, deren wichtigste politische Pflicht es ist: für die brotgebende Regierung zu stimmen. Es circuliren Stimmbögen in den Bureaux, auf welchen die Beamten ihren politischen Scheinglauben zu verzeichnen haben, mit dem Bemerkten, dass es ihnen unbenommen ist auch für die Opposition zu stimmen, — sich aber in diesem Falle bereit halten mögen, ihres Dienstes

enthoben zu werden . . . . Sagte doch der Herr Handelsminister in seiner letzten Reichstagsrede selbst: dass er es nicht dulden werde, wenn untergeordnete Organe ihr Stimmrecht wider die Regierung ausüben sollten; woraus denn in logischem Zusammenhange folgt, dass der Beamte blos ein willenloser Stimmapparat sei. — Wo bleibt hier die persönliche Freiheit der Meinungen, dieses nothwendigen und unentbehrlichen Elementes jeglichen constitutionellen Lebens?

In dieser Wahrnehmung liegt vom sittlichen Standpunkte eine tiefe Erniedrigung, welche nur dazu beiträgt: den politischen Glauben an die Redlichkeit einer Regierung, welcher zur Erreichung ihrer Zwecke kein Mittel für schlecht dünkt, vollends zu vernichten.

Die Politik der Regierung war schon bei ihrem ersten Auftreten vor mehr dem fünf Jahren nicht analog mit dem Geiste des Volkes; der Dualismus ist nicht das Ergebniss einer natürlichen Nothwendigkeit, sondern ein Pakt zwischen der sinkenden Macht eines grossen Staates und dem Ehrgeize von Männern gewesen, welche mit krankhafter Sucht die Grossmacht ihres Genies pro-

klamirten. Die Zweitheilung der habsburgischen Monarchie war lediglich ein Auskunftsmittel, erfunden, um aus dem Schiffbruche wenigstens Etwas zu retten. Unberücksichtigt des über die alte Monarchie schwebenden Verhängnisses, verbanden sich die nach dem Schreckenstage von Königgrätz als Retter des sinkenden Staatsschiffes herbeigeeilten Männer mit der Westhälfte des Kaiserstaates und schufen das ebenso denkwürdige als widerspruchsvolle Verhältniss des Dualismus.

Wir suchen in der Geschichte vergebens nach einem Falle, welcher uns dieses Verhältniss als ein hoffnungsvolles erscheinen liesse. Die erste Theilung der römischen Weltmonarchie durch die Verfassung Diokletians, war zugleich der erste und wichtigste Schritt zu ihrem Verfalle. In der neueren Geschichte verdient das Verhältniss zwischen Schweden und Norwegen am meisten unsere Aufmerksamkeit. Der seit dem Verfalle der Union von Kalmar zu Grunde gegangene skandinavische Einheitsstaat, feierte in der Unionsacte vom 6. August 1815 theilweise seine Wiedererstehung und die Vereinigung von Schweden und Norwegen wurde auf Grund von zwei ihrem Wesen nach ganz

verschiedenen Constitutionen endgiltig ausgesprochen und, nach einem verzweiflungsvollen Widerstande von Seiten Norwegens, in Vollzug gesetzt. Allein der Dualismus im Norden gleicht dem in Oesterreich-Ungarn gangbar gemachten Experiment nur insofern, als beide Theile, dort sowohl wie hier, unter einem Staatsoberhaupte stehen, dessen Machtbefugniß jedoch in Norwegen trotz des ihm eingeräumten Vetos, durch die dreimalige Annahme eines vom Könige verworfenen Gesetzes auch ohne dessen Zustimmung auf ein bescheidenes Mass beschränkt bleibt. Bei dem gänzlichen Mangel ständischer Sonderinteressen, ist diese Erscheinung indessen von keinem grossen Belange. Das Souverainitätsrecht steht ausserhalb der Sphäre der beiden Thinge, von welchen der Eine aus der Mitte des Andern gewählt wird.

Ein Verhältniss, wie es zwischen Oesterreich und Ungarn zur Stunde besteht, entspricht weder den Wünschen des österreichischen, noch auch den des ungarischen Volkes. Beide Reichstheile ermangeln unter dem Drucke der Gemeinsamkeit ihrer natürlichen Kraft: der Selbstständigkeit; das nationale Bewusstsein krankt beiderseits unter den staatsrechtlichen

Widersprüchen und Zänkereien, und während die zwischen Beiden schwebende Quote für ungerecht erachtet wird, fehlt das Mass, welches beide Völker endgiltig befriedigen könnte. Das gegenseitige Misstrauen ist stärker, denn der gute Wille, miteinander vorwärts zu gehen auf der unebenen Bahn des Dualismus. Und was auch die Meinung der Freunde dieser Staatsform sein möge, so ist es doch eine unumstössliche Thatsache, dass damit das Volk von keiner Seite als billigend gedacht werden kann. Jedes wünscht allein und ohne dem Einflusse des Andern selbstständig zu sein; will die Gemeinsamkeit gewaltsam abstreifen, um eine neue Geschichte durchzuleben, welche, wie immer geartet sie auch sein werde, doch von dem belebenden Hauche der nationalen Selbstständigkeit durchweht sein wird. Dies ist der Glaube des Volkes dies- und jenseits der Leitha; so nur denken sich beide Theile frei; und wir achten das Bestreben des Oesterreichers nicht minder, wie wir die Wünsche des ungarischen Volkes ausserhalb dem Bannkreise der Regierung begreifen und billigen.

Oesterreich ebenso wie Ungarn werden an den Consequenzen des Dualismus verbluten;

dort wie hier ist die Lebensader: eine freie, von einander gänzlich unabhängige Staatsidee in der Form, welche keine wie immer geartete Gemeinsamkeit zulässt, gestört. Erst, wenn die Idee dieser Unabhängigkeit fassliche Gestalt annehmen und wenn Ungarn von der Gemeinsamkeit mit den österreichischen Provinzen losgetrennt sein wird, kann von beiden Seiten an eine gedeihlichere Zukunft gedacht werden. — Und darum ist die Lösung der durch die Opposition vertretenen Ideen für beide Reiche gleich wünschenswerth.

Wie kam nun aber diese Halbheit einer Staatsform zu Stande und wie war es möglich, dass sie sich die Majorität errang? — Wohin wir auch blicken, in der Geschichte des Parlamentarismus sehen wir fast immer dieselbe Erscheinung. Aus den harten Kämpfen zwischen der Krone und der Nation, sehen wir in der Geschichte Englands sich zum ersten Male den Geist einer volksthümlichen Verfassung entwickeln; aus der Einschränkung der Macht der Krone entstand die Freiheit der Gesetzgebung, und sobald erst die Unabhängigkeit derselben gesichert war, folgte daraus nothwendig auch die Meinungsfreiheit des Individuums. Die magna

charta, dieser Grundstein der Verfassungen der alten und neuen Welt, wurde die Mutter von mannigfachen Abarten von Constitutionen, welche je nach Ort und Bedürfniss in verschiedener Gestalt zu Tage traten. Allein, wie kein Gesetz erschöpfend und abgeschlossen sein kann, so konnte man auch bei dem Wortlaute der Constitution nicht stehen bleiben, und so, wie Raum und Zeit wechselten, ward auch der Geist des ursprünglichen Gesetzes bald verrückt.

Diese Veränderungen verdanken ihren Ursprung meistens einer eigenthümlichen Strömung der Zeit und Diejenigen, welche diesen periodischen Strömungen ihr Bett anwiesen, wurden irrthümlich oder absichtlich oft als die eigentlichen Schöpfer derselben angesehen. Es dürfte jedoch nur wenige Männer in der Geschichte geben, welche diese Ehre mit Recht ansprechen könnten. Gleichwohl übten bei solchen Veränderungen Ehrgeiz und Talent oft grosse Wirkungen aus.

Die traurige Lage Englands nach der Schreckenszeit der napoleonischen Weltherrschaft unter dem Einflusse des Herzogs von Londonderry, der trotz der absprechenden Kritik Byrons doch noch ein besserer Poet als

Politiker war, bietet ein reiches Feld für politische Studien. Der reformatorische Geist Canning's überhob die freiheitliebende Welt von dem traurigen Anblicke einer constitutionellen Staatskomödie, und indem er das Ansehen der Verfassung wieder herstellte, säuberte er das Parlament von dem Unrathe der eingerissenen Missbräuche und rettete neben dem Einflusse Englands auch den Ruf des Parlamentarismus.

In Ungarn, wo eine ursprüngliche Verfassung, soweit dies die lange bestanden Feudalzustände erlaubt haben mochten, längst bestanden hat, erlebte die Idee des Parlamentarismus doch erst in dem denkwürdigen Jahre 1848 eine entsprechende, dem Geiste der modernen Gesetzgebung angepasste Gestalt. Leider waren aber auch diese Gesetze nicht ohne Mängel; und was der heutigen Majorität nicht wenig zum Vortheil gereichte, ist, dass sie sich dieser Gebrechen bedienen konnte, ohne damit scheinbar gegen die Verfassung zu verstossen. Allein so, wie sie beliebig interpretirt und gewaltsam durchsetzt, versäumte die Regierung aber dennoch, diejenigen Stellen der 1848er Verfassung, welche die Freiheit in weiterem Sinne in sich begreifen, in Vollzug zu setzen.

Eine parlamentarische Regierung, welcher trotz der nominellen Majorität eine Opposition gegenübersteht, wie die ungarische Reichstagslinke, hat das Vertrauen der Nation in dem Momente verwirkt, in welchem sie wider die freie Strömung der Meinungen in den Kampf trat. Die Regierung, welche vorgibt, dass sie durch die Majorität aufrecht erhalten werde, verstösst durch diese Aussage gleichzeitig gegen den Geist der Wahrheit und den des wahren Constitutionalismus, welcher nicht zugibt, dass die hohe Macht der leitenden Staatsidee in zweifelhaften Händen gewaltsam festgehalten werde. Die Regierung eines constitutionellen Staates kann nur innerhalb des Luftkreises des Vertrauens leben, und wo dieses in so lautes Missbehagen umschlägt, wie in Ungarn, ist es die Pflicht des regierenden Bürgers, von einer Würde zurück zu treten, welche er nur noch durch die Gewalt an seine Person fesseln kann. Allein diese Empfindung patriotischen Taktgefühls fehlt den Schöpfern des Dualismus vollends und wird durch die krasseste Eigenliebe ersetzt, welche sich in der Form des Ehrgeizes schrankenlos eine Bahn bricht, die zum Ruin des Landes führen muss. Die Männer, welche

in Ungarn die Idee des Dualismus vertreten, klammern sich mit wahrer Verzweiflung an die rothen Fauteuils der Minister; und wo sich etwa Bedenken in ihnen regen sollten, da hilft der servile Aberglaube an der Unfehlbarkeit ihrer Führer.

Nicht aus dem schillernden Zeitungsstyle bezahlter Federn möge man die Anschauungen und den Glauben des Volkes schöpfen; — man gehe hin, wandere von Ort zu Ort, horche und frage das grosse, geplagte, schweiss- triefende Volk, ob es mit seiner Regierung einverstanden sei; man lausche unbeachtet, wie die grosse Mittelklasse, ja das bedrückte Beamtenthum selbst, in seinem Vertrauens- kreise lebt, denkt und spricht, und man wird sich das wundersame Programm einer Regie- rung zurecht legen können, welche sich selbst als den Ausdruck der Majorität kennzeichnet.

Mit Unbefangenheit überschaut das Volk seine Lage und auf die tausend Gebrechen einer eitlen Verwaltung deutend, fordert es Abhilfe vor dem sichern Untergange. Die Regierung, welche mit mächtigen, himmel- tragenden Ideen erfüllt einhergeht, gebärt nach der Ausdrucksweise des Volkes — eine Maus . . . . . Denn, ihre Justiz ist nicht

besser als früher; ihre Strassen weit schlechter als unter der absoluten Herrschaft in den 50er Jahren; ihre Schullehrer hungern und betteln noch immer, während sich die mit Titel und Mittel reichlich ausgestatteten Wächter des Volksunterrichtswesens ferne von ihrem Berufe amüsiren und höchstens von Zeit zu Zeit in ungrammatikalischen und schlecht geschriebenen Cirkularen von ihrer fortdauernden Existenz Zeugniss geben. Der biedere, vertrauensvolle Charakter des Landsvolkes versumpft in der ungesunden Atmosphäre einer Afterkonstitution, in welcher keine Bürgertugenden aufkommen und das Beispiel der Verausserlichkeit jeglichem Laster die Thore öffnet.

Die Regierung beruft sich mit Vorliebe auf die gehobene Lage der Industrie und des Handels; sie zählt die Errungenschaften mit lauter Stimme auf und vindizirt sich das Verdienst, diese günstigen Veränderungen geschaffen zu haben. Allein es ist eitel Selbstlob, und wenn man von den übernommenen Verpflichtungen nur einen hundertsten Theil erfüllt, so darf man sich noch keines Fleisses rühmen. Sie that, was sie nicht lassen konnte und was ihr am nächsten und bequemsten

lag; folgte dem Impuls der lautesten Nothwendigkeit und versäumte mit sündhafter Sorglosigkeit die Interessen des in stummer Erwartung dastehenden Volkes. Was die Regierung that, geschah aus der wohlberechneten Absicht, um damit Aufsehen zu erregen. Sie baute mit eigenem und fremdem Gelde Bahnen, beförderte die Gründung von Banken und industriösen Unternehmungen, wobei stets mehr Geld hinaus ging, als herein kam; sie gab reichlich Stoff zu Grossmachtsträumereien für die Beschränkten; und indem sie mit vollen Segeln Utopien nachjagte, wuchsen Deficit und Steuern mit jedem Jahre; versank der fruchtbarste Theil des Landes in dem Schlamme eines unregelmässigen Flusssystem, welches in jedem andern Lande längst zum Segen der Bevölkerung ausgenützt worden wäre.

Tausende von Familien irren hungernd und obdachlos in den ungesunden Einöden ihrer einstigen Heimath umher; Jammer und Elend verzehren die Kräfte einer thätigen und intelligenten Bevölkerung; und was thut die Regierung des Landes, um diesem schrecklichen Zustande ein Ende zu machen? Sie lässt das Land durch herabgekommene, bildungs- und erwerbslose Magnaten, welche

keine Ahnung von der Wichtigkeit und Grösse ihrer Aufgabe haben, bereisen; sie hilft dadurch dem königlichen Kommissär die stets leeren Säckel füllen, und nimmt die unrichtig abgefassten schülerhaften Berichte derselben — zur Kenntniss . . . . Wieder rührt sich das Elend, diesmal wagt es sogar zu klagen; und nun rafft sich die Landesregierung auf, gibt unter dem Titel von verzinsbaren Darlehen einen Tropfen in's Meer und theilt Saatkörner aus, — noch während das weite Gebiet unter Wasser steht . . . . . Das Unglück greift immer mehr um sich und es erfasst ein menschliches Rühren das Herz des Monarchen, der sich nun persönlich von dem Umfange der Noth überzeugen will. Allein hier treten ihm die lästigen Fesseln seines hohen Ranges hindernd in den Weg. Denn ein Fürst kann die edelste Tugend des Herzens nicht frei und ohne Ceremonien üben . . . . Um das Elend von vielen Tausenden zu schauen, inszenirt die Regierung einen Triumphzug durch die vom Unglück heimgesuchten Gegenden. Ein ganzer Tross neugieriger und unnützer Menschen begleitet den menschlichen Monarchen unter nichtigen und höchst lächerlichen Titeln auf seinem Ausfluge; Hundert-

tausende werden im Angesichte des bleich dahin schleichenden Elends auf lukullische Mahlzeiten ausgeworfen; Triumphbögen, Feuerwerk, Festausschmückung u. s. w. verzehren abermals Hunderttausende . . . . Der Hunger des Volkes jedoch bleibt ungestillt und der Glanz, welcher sich vor seinen Augen entfaltet, muss sein niedergeschlagenes Gemüth mit unsagbarer Bitterkeit erfüllen. Ein Triumphzug nach dem Schauplatze eines grossen Unglückes bietet nichts Anziehendes und es dürfte schwer sein dabei die unwillkürlich rege werdende Ironie zu unterdrücken . . . Man lasse das menschliche Herz des Monarchen frei schalten, beeinflusse die edelsten Regungen seiner Gefühle nicht, — und die leidende Menschheit wird sein Andenken segnen. Das Elend flüchtet sich nicht vor dem blossen Glanze der Majestät; es bedarf einer sichtbaren, thätigen Hilfe und keiner Verherrlichung; mögen dies die Geschichtemacher wohl bedenken, denn die Zeit ist nicht mehr fern, wo das Volk Rechenschaft verlangen wird von seinen Vormündern.

Die Regierung, welche dem Unglück, das fortschreitend im Wachsen begriffen war, ruhig zusah, ohne, da es noch Zeit gewesen

wäre, ihren Arm zu rühren, beging an dem Volke eine grosse Unterlassungsünde.

Verblendung, Härte und eine mit dem Geiste der Verfassung nicht zu vereinigende Unduldsamkeit sind die gewichtigen Momente, welche die Majoritätsherrschaft, die sich bei gelegentlicher Verantwortung mit Sophismen und schönen Redensarten behilft, charakterisiren. Aus der verantwortlichen Regierung des Landes ist eine wühlende Partei geworden, welche für ihre ephemeren Ziele alle Gründe in's Treffen führt, welche die Gewalt rechtfertigt. . . . Treue und Glauben sind ungangbare Münzen geworden, ihr Courswerth ist gleich Null; allenthalben nagt das corrumpirende Misstrauen an dem öffentlichen Leben.

Betrachten wir die lange Reihe der hohen Staatsämter und die Individualitäten, welche an der Spitze derselben stehen, so überkommt uns ein Gefühl namenloser Besorgniss. Der Patriotismus, diese erste Bürger-tugend, ist der Zuchtruthe des Systems unterthan. Charaktere und Fähigkeiten treten vor der Macht der Protektion in den Hintergrund. Männer, die niemals ernste Studien getrieben haben, verprassen das schwere Geld des Volkes. Alte Namen, an welchen oft aus

der Vergangenheit noch etwas Geschichte klebt, reichen aus, um dem Talent und Verdienst vorgezogen zu werden.

Es genügt ein Blick in die mechanische Werkstätte der Regierung, in die Administration. Neben sündhaften Missbräuchen sehen wir mit wenig Ausnahme überraschende und betrübende Zeichen des Rückschrittes in dem nationalen Bildungsleben, insbesondere bei den Beamten des Staates. Die Unkenntniss der eigenen Muttersprache als Schriftsprache ist fast allgemein und selbst im Conzeptsfache kommen täglich reichliche Beweise vor, wie gering oft auch nur die Elementarbildung jener Männer ist: die kraft ihrer Stellung dazu berufen wären, die klassische Sprachbildung populär zu machen. Es gibt manche hohe Würdenträger, darunter einen Minister, welche nicht im Stande sind, ihre Muttersprache auch richtig zu schreiben. Die allgemeinen Kenntnisse stehen mit dieser Mangelhaftigkeit auf gleicher Höhe. Man nehme sich die Mühe, sehe und lese nach, und man findet hinreichenden Stoff zu Betrachtungen von unterschiedlicher Natur.

Nach Lessings geistreicher Definition, ist es dem wahren Genie freilich gar nicht noth-

wendig Alles das zu wissen, was gemeinen Geistern zu wissen noth thut; in der Originalität und Geistesrichtung liegt im Allgemeinen der Funke der Genialität. Möglich, dass unsere gebrechlichen heimischen Genies Lessings Meinung buchstäblich nehmen. Möge darum ihre Unsterblichkeit ungestört fort dauern.

Wir wollen unsere Betrachtungen über den Werth der Majoritätsregierung nicht weiter fortsetzen und gehen nun auf eine kurze Charakteristik von Individuen, welche auf das Zustandekommen des dualistischen Paktes besonders von massgebendem Einfluss waren, über. Allein wir müssen dem noch eine Bemerkung vorausschicken.

Es gab zu allen Zeiten und bei allen Culturvölkern Charaktere, welche über die Alltäglichkeit hoch emporragten. Man nannte die Eigenthümer solcher Charaktere die Weisen des Landes, und wollte damit anzeigen, dass sie wesentlich mehr waren, als wofür sie galten; dass der Werth ihrer Weisheit nicht in der Unfehlbarkeit ihrer Meinungen, sondern darin bestand, dass sie, jeder ehrsüchtigen Bestrebung abgeneigt, sich von dem Getriebe der Parteilichkeit stets fern zu halten wussten. So, in sich selbst ab-

geschlossen und aus einem reichen Gemüths- und Erfahrungsleben schöpfend, konnten die Meinungen des Weisen leicht die Bedeutung eines Orakels annehmen, zu welchem sie die Liebe oder der Aberglaube der Menge stempelte. Die Menschen, welche in dem Banne der Ruhmliebe befangen mit hastigem und rastlosem Eifer ihrem Ideale nachjagen, sprechen bei dem Weisen oft nur vor, um dessen Rathschläge zu hören, was sie aber nicht hindert, oftmals ganz anders zu handeln. Der Weise, der bei seinem unverrückbaren Standpunkte verharrt, steht, da er fast niemals kämpft, gänzlich ausserhalb dem Kreise der Leidenschaft. Das grösste Gewicht seiner Meinungen, die Unfehlbarkeit seiner festgegliederten unantastbaren Argumentation bildet: die Wahrheit. Frei von jeder Beeinflussung und von jeder fremden Stütze, steht der Mann der Wahrheit wie ein Koloss da, an dem der Weihrauch der Götzendienerei ebenso wenig, wie die scheele Missgunst hinan kann. Dieser Weise, weil stets wahre Mann, ist Franz Deák; und wohl einem Volke, das einen solchen Charakter sein eigen nennt.

\*

\*

\*

Bei der Bildung der neuen Staatsform und der Regierung erregten insbesondere zwei Männer die allgemeine Aufmerksamkeit; nicht als ob sie durch eine klassische Geisteshöhe und durch die Gediegenheit ihres Charakters hervorragten, sondern weil der Abstand zwischen Beiden ein ausserordentlicher war und es sich wohl der Mühe lohnte, ihr politisches Zusammengehen mit scharfen Augen zu beobachten.

Der damalige Ministerpräsident und nunmehrige Chef der auswärtigen Angelegenheiten in Wien, kann als der leitende Geist, wenn nicht der Schöpfer des Dualismus betrachtet werden. Seiner Rührigkeit, jedoch mehr dilettantenhafter als staatsmännischer Gewandtheit, hat die kaiserliche Dynastie viel zu danken.

Graf Beust, eine in der Schule der Diplomatie und unter den Ränken eines kleinen Fürstenhofes grossgewordene fach- und sachgewandte Persönlichkeit, besass gerade diejenigen Eigenschaften, welche dem ungarischen Ministerpräsidenten abgingen. Er vereinigte mit der Schmiegsamkeit und Glattheit des Diplomaten die gründliche Bildung eines deutschen Gelehrten, dem die Wissenschaften

mur insofern imponirten, als sie ihm die Mittel boten, seine Ziele um so nachhaltiger zu verfolgen. Der ungarische Ministerpräsident war in dieser Beziehung durchaus sein Gegenfüßler.

Von der Natur mit einer rastlosen Energie und einem eminenten Schickungsvermögen ausgestattet, war Graf Andrassy besonders der Mann, welcher mit tollkühner Bravour oft über Hindernisse hinwegsprang, welche dem geschultesten Praktiker viel Kopfzerbrechen verursacht haben würden. Ohne eine gründliche Bildung genossen zu haben, wuchs er unter den Vorurtheilen seines Standes auf, ohne sich viel mit dem Geiste von ernstern Büchern befasst zu haben.

Glücklicherweise fiel sein schönstes und kräftigstes Jugendalter in eine Zeit, in welcher die Nation in märchenhafter Begeisterung dem Idole der Freiheit zujauchzte; wo sich alle Fibern des Volkes regten und wo die ganze Jugendwelt in wunderbarer Thatkraft entflammt war, um sich eine Zukunft zu schaffen, so schön, wie sie nur die erhabenste Schwärmerei ersinnen konnte . . . . . Es war der Freiheitskrieg der Nation in den Jahren 1848—1849.

Es war natürlich, dass auch der junge Aristokrat angesteckt ward von Ideen, für welche er früher kein Verständniss besass. Ehrgeiz oder Eitelkeit, diese bei der Jugend nur schwer zu unterscheidenden Eigenschaften bemächtigten sich des jungen ungeschulten Edelmannes, der nur mit Wenigen seines Standes im Lande zurückgeblieben war, während die Meisten — sorgsam vor der Ansteckung durch die freiheitlichen Ideen bewahrt, — nach dem Auslande oder bei der kais. Armee in Sicherheit gebracht wurden, — und ohne sich über die Motive seiner Handlungen recht klar zu sein, stand er bald mitten im Kampfe zwischen einer verhassten Legitimität und der Selbsthilfe, der Revolution.

Sein Antheil an den Ereignissen war jedoch nur sehr gering; vielleicht fehlte ihm zum Helden nur die Gelegenheit, denn mitten aus dem Kriege ging er als friedliebender Botschafter des ungarischen Freistaates nach Konstantinopel. Als Diplomat mangelte ihm eine gründliche Schule der Wissenschaften, deren Macht so gross ist, dass wir sie immer vermissen, wenn wir im Begriffe sind, unser Vertrauen an eine sonst hervorragende Erscheinung zu verschenken.

Nach der Niederwerfung Ungarns genoss er, ohne recht zu wissen wofür, den Ruhm, als Märtyrer verschrien zu werden . . . . Seine kaiserlichen Richter erwiesen ihm die Ehre, ihn in seiner Abwesenheit zum Tode zu verurtheilen und legten damit unbewusst und wohl unabsichtlich den Grundstein zu seiner nachmaligen politischen Grösse . . . . Die Menschen sind gewöhnt, Achtung vor dem Unglück zu haben, es liegt das in der sittlich guten Seite der Menschennatur; und ein Märtyrer geniesst bei gefühlvollen Völkern noch immer ein Anrecht auf die allgemeine Sympathie . . . . Er ging nach Paris und England, war ein liebenswürdiger Cavalier ohne überflüssigen Vaterlandsschmerz und erheiterte sich und die Gesellschaft, wohin er auch kam. Szemere, dieser klassische Geist und einst ung. Minister, damals als Flüchtling von seiner eigenen Kraft in Paris lebend, erwähnt des edlen Grafen blos, indem er sagt, dass sich dieser alle Mühe gebe, um des Geldes, das er von daheim erhalte — anständig los zu werden. Sonst befasste er sich wenig mit Politik und lebte wie daheim, ein Freund von schönen Pferden und Frauen; sein Reichthum

gestattete ihm, diesem Luxus seine meiste Zeit zu widmen . . . .

Da kam das Schicksal über Oesterreich, zertrümmerte und erschütterte es von einem Ende zum andern und nichts blieb unverrückt, was sich die eiserne Hand des Despotismus zurecht machte, um fortan darin zu haushalten. Mit Königgrätz sank das alte Oesterreich in Trümmer; es war indessen noch nothwendig, dass ein neues entstehe, — — denn noch war ja Deutschland nicht einig . . . . . Da kamen die vor sechszehn Jahren gerichteten Märtyrer herbei, Einer mit dem Schwerte, der Andere mit seinem Verstand, ein Dritter — mit irgend einer andern Waffe; und sie, die noch soeben Oesterreich bedrohten, wurden seine Stützen und halfen das alte Staatsgebäude ausbessern. Um in dieser Arbeit von dem Volke unterstützt zu werden, theilten sie das alte Gebäude in zwei Abtheilungen; Ungarn bekam die Beletage . . . . .

Bis hierher gingen die zwei Wiederaufbauer Oesterreichs, die Grafen Beust und Andrassy zusammen. Die Zeitungsliteratur lebte rosige Tage, sie schwamm völlig in einem Meer von Seligkeitsträumereien. Der Bruder Iphigeniens und sein Freund hielten nicht stür-

ker zusammen, als die beiden Minister hüben und drüben, und die Eintracht schien eine vollkommene. — Glückliche ergänzten sich beide Männer und auf der Wage des Gleichgewichts wog der Eine nicht mehr als der Andere . . . .

Allein der Ehrgeiz des Mannes gleicht der Liebe des Weibes, er kennt weder Raum noch Mass und strebt mit ehernem Wollen nach dem Einzigem: der Erfüllung des in fieberhaften Träumen geschauten Zieles. Bald flogen trübe Kunden durch den Seligkeits-himmel der Optimisten; anfangs in der Gestalt von gedruckten Enten, bald aber konnte es nicht mehr geläugnet werden: dass die Eintracht zwischen beiden Staatsmännern stark erschüttert war. Wie das zuzuging, woher die Störung kam, wer wüsste das besser, als die Betreffenden selbst? . . . Das profane unberufene Publikum schüttelte in seiner Einfaltstreue das Haupt, zweifelte zuerst und gestand erst hinterher: dass es doch nichts Vollkommenes auf Erden gebe. So war auch die Harmonie zwischen den beiden Krönungsarrangeuren nur eitel, wie alles menschliche Wollen . . . . Das deutsche Oesterreich bekam ein Fieberschütteln, als es eines gar trüben

Herbstmorgens hiess: Der Mohr habe seine Schuldigkeit gethan, er möge gehen.

Und Graf Beust griff zum Wanderstabe, der aber diesmal stark übergoldet war, und übersiedelte nach dem kühlen englischen Klima. Er ist seitdem ein *commis voyageur* geworden, dem man bald in Paris, Rom oder anderswo begegnen kann. Seine Erbschaft trat sein Ausgleichsgefährte an, und die ungarische Majorität brach in ein rührendes Geheul aus, als sie ihren Herrn und Meister nach Wien ziehen sah.

Aber auch der Wanderer bekam seinen Antheil an den Ovationen; Blätter, die ihm noch vor wenigen Tagen arg zusetzten, erhoben mit einemmale ihre prophetische Stimme zu Gunsten von einem der Väter des Dualismus. Adressen, Diplome, Gedenkblätter u. s. w. folgten den auf verschiedene Weise scheidenden Männern auf dem Fusse; und ihr angeborener Witz mag sich nicht wenig ergötzt haben über Huldigungen: welche ihrem Missgeschicke dargebracht wurden.

In dem Sturze Beusts liegt eine denkwürdige Lehre für alle angehenden und ausübenden Künstler der Bühne. Die Katastrophe gleicht auf ein Haar Intriguen, wie

sie anstelligen Künstlernaturen eigen zu sein pflegen.

Der Ehrgeiz des Einen triumphirte über den Verstand des Andern; wobei zarte Hände, verherrlicht durch die Eintagsmücken der Druckerschwärze, die Mignonkarten der Weltgeschichte mischten. — Schönheit und Geist redigirten nicht selten wichtige Epochen der Weltgeschichte; es umgab sie die ganze Herrlichkeit der Mode und sie wurden ein Orakel für ihre Zeit. Warum sollten sie es auch nicht sein? — In der Rede Fluss, insbesondere aus rosiger Quelle, merkt man die Rechtschreibungsgebrechen des Geistes nicht; und die gefeierte Herrscherin der Wiener Gesellschaft stritt einst mit einem gläubigen Jünger des seligen Herrn Gall darüber: dass die Rechtschreibekunst, gleichwie die Poesie oder Malerei, eine angeborne Fähigkeit sein müsse, . . . da sie ihr gänzlich abgehe . . . . Der Jünger Galls zog diese Erhebung der Rechtschreibung zu der Würde eines Talents in Zweifel; allein die Königin der Salons blieb fest bei ihrer Ansicht; — wie sollte sie auch nicht, der unverschämte Zweifler, er war ja „zu dumm“ . . . Bald ziert eine Fürstenkrone die edle Stirne der schönen Frau, — möge sie ihr leicht werden.

Es war für den Grafen Andrassy keine schwere Aufgabe ein Ministerium zusammen zu bringen; gehörten doch zu einer solchen Stellung weder Verstand, noch eine grosse Vergangenheit. Darum wurden denn auch mit einiger Ausnahme Männer dazu geworben, welche willige Spielzeuge des Mannes waren, der ihnen die Ehre erwies, sie zu Statisten seiner Schaustellung zu machen. — Wir verwahren uns hier feierlich gegen die Zumuthung, als verstünden wir hierunter alle damaligen Herren des Cabinets. Wir nehmen aber namentlich Dreie besonders heraus, deren Ruf unsere Skizze wohl lange Zeit überdauern wird . . . . .

Das Ministerium des Innern wurde einem Cavalier anvertraut, der mit vortrefflichem Sportsfleiss ausgestattet, wahrhaft Grosses hätte leisten können, — wenn seine untergebenen Organe Rempferde gewesen wären. Bekannt mit der Genealogie aller Vollblutrenner und den geheimsten Vorzügen des schwachen Geschlechts, dessen Ritter er stets war, verband dieser vortreffliche Edelmann in der That alle Eigenschaften, die für einen Minister des Innern — unnützlich waren. Reich

wie er war, hatte er es nicht nöthig — Etwas zu lernen; gehöre doch das Lernen nach dem Urtheile eines ihm sehr nahe stehenden hoffnungsvollen jungen Magnaten — nur dem Armen, der damit später seinen Unterhalt erwerben müsse. *Le styl c'est l'homme*, hört man oft sagen; wir wissen aber nicht, wie dies im gegenwärtigen Falle zu nehmen sei, — denn der Gentleman par excellence, von dem die Sprache ist, besitzt gar keinen Styl . . . . .

Allein es lag in seinem Charakter eine andere Eigenschaft, welche ihm viele Herzen gewann. Die Leutseligkeit, womit er sich Jedem hingab, den er leiden mochte; die stets hilfreiche Liebenswürdigkeit, wenn es galt, einer verunglückten Künstlerin aufzuhelfen u. s. w., waren dagegen geeignet, den Eindruck einer geistlosen Leere auf Rechnung des um so reicheren Gemüths zu verwischen. Er liebte das schöne Geschlecht seit seiner frühesten Jugend und es ist gewiss nicht sein Fehler, wenn er es nicht auch achten lernte. Diese Seite seines sonst glänzenden Charakters, ist darum auch stark angehaucht von dem Geiste der Trivialität.

Unvorbereitet wie er war, rückte er stets

langsam in's Treffen, wenn es galt, eine von den vielen „einfältigen“ Interpellationen im Reichstage zu beantworten; er war auch kein übermüthiger Redner, der Lunge und Geist mit gleicher Heftigkeit hätte arbeiten lassen, dagegen studirte er oft in schwachen Stunden seine von Freundeshand verfassten Reden im Angesichte — des grossen Wandspiegels des Ministerhôtels. Sein Freund und damalige Geistesstütze, heute selbstständig und vielleicht die einzige Zierde des Cabinets, unterwies ihn dabei in der Tonleitung und in der Kunst der Gesten . . . . . Es konnte nicht anders sein, als dass unter der Leitung eines solchen Chefs die allernächsten Interessen des Volkes litten. Die Reitgerte ist ein schlechtes Szepter und Minnesold nicht die richtige Erkenntlichkeit eines Volkes. Dies erkannte denn auch schliesslich der treffliche Cavalier und da er eben zu gelegener Zeit ernstlich erkrankt war: so schied er unter dem Sonnenschein der allerhöchsten Huld und vergrub sich für eine Zeit in dem bodenlosen Getriebe der grossen Welt . . . . .

Jedoch, der Ruhm ist wie die erste Liebe, er lockt zu immer neuen Versuchen an; und wer ihn einmal gekostet diesen feurigen Meth

der ungestümen Männerseele, der kam ihm nicht mehr lassen, er folgt ihm wie ein Kind oder wie ein Sklave. Auch der einstige Minister des Innern musste dies an sich erfahren haben, denn eines warmen Tages metamorphosirte er sich zum Minister am kaiserlichen Hoflager.

Es ist das eigentlich die allerbequemste Stellung von der Welt, eine Art politischer Flügeladjutantur an der Seite des Monarchen; man wird blos mit harmlosen Gesuchen um Adelsverleihung belästigt; lässt Pässe ausstellen; besorgt Orden und ähnliche Modeartikel; wird wie billig Excellenz titulirt und verschlingt als Verdauungsmittel alljährlich gerade so viel, als zwanzig Beamtenfamilien nothwendig haben, um in eben derselben Zeit zur Hälfte des Hungertodes zu sterben . . . .

Zur Zeit, als die Luft der Reichshauptstadt Wien schwüle war, trotz des frühen Frostes; da noch das böhmische Staatsrecht und andere Curiositäten blühten, da durchflog die reizende Donaustadt eine Kunde, welche gierig aufgenommen ward von allen farbigen Parteien. Es hiess: der ungarische Minister am kaiserlichen Hoflager sei von Sr. Majestät dem Kaiser in einer längeren Privataudienz

empfangen worden und sei alsdann in aller Eile nach Pest gereist. Man zerbrach sich die Köpfe, um dieses Ereigniss gehörig zu commentiren; endlich gelang es einem der vielen Weltblätter, seinen Lesern die Ursache dieser Unterredung und unerwarteten Abreise in Folgendem zu verdolmetschen. „Graf Beust sei gefallen und an seine Stelle der ungarische Ministerpräsident zum Reichskanzler auserkoren. Dieser zögere jedoch eine Erbschaft anzutreten, — nach welcher er schon so lange gegeizt . . . .“ „Um seine Skrupeln zu heilen, sei nun der erwähnte ungarische Ordensminister express nach Pest gereist; und zwar im Auftrage des Monarchen . . . .“

Und wie sich kein Espenlaub ohne Veranlassung regt, war auch an dieser Geschichte etwas Wahres: die unerwartete Abreise des Herrn Barons . . . . . Forschen wir jedoch in den nie gemessenen Tiefen der Menschennatur geduldig nach, so klären sich uns gar viele Dinge auf, ohne uns besonders zu überraschen, so auch hier. Die Veranlassung, weshalb Se. Excellenz zur grossen Unruhe der Welt die Residenz verliess, — war ein vortrefflicher Jagdhund, der ihr jüngst von einem Jünger Hyppokrats verehrt wurde;

nachdem die Unterhandlungen hierüber bereits seit längerer Zeit und mit vieler Ausdauer geführt wurden. An dem Tage, an welchem der Herr Minister Knall und Fall Wien verliess, langte ein Telegramm ein, welches den glücklich erfolgten Abschluss der in hohem Grade irritirenden Hundefrage meldete, und in Folge dessen Se. Excellenz sich beeilte, persönlich Besitz von der wichtigen Errungenschaft zu nehmen. Und während sich Wien noch mit Vermuthungen quälte, jagte der Gegenstand seines Interesses gemüthlich in der Gesellschaft des magnifiquen Hühnerhundes.

Kleine Ursachen, grosse Wirkungen; bei Staatsmännern ist die Extravaganz keine Sünde; und wäre sie nicht, wüsste die Welt gar wenig von dem Dasein ihrer Schicksalslenker. Möge man ihnen darum ihr harmloses Vergnügen mit neidlosen Herzen gönnen, so lange darunter nicht die Würde und die Interessen des Staates, welchem sie durch ihre Geburt angehören, leiden.

\* \* \*

In so komischer Gestalt sich uns auch das Verhältniss der Staatsmänner zu einander

oft darstellt, und so wenig die Charaktere häufig mit der Würde und Verantwortung ihrer Stellung übereinstimmen, so entdeckt man dennoch zuweilen tiefer gehende Motive, welche das einheitliche Zusammenwirken geradezu unmöglich machen.

Jede Regierung, möge sie unter der liberalsten Firma wirken, ist in ihrem inneren Wesen absoluter Natur. In allen Cabineten der Welt dirigirt nur Eine Stimme, welche die Uebrigen beherrscht, und das Unglück dabei ist nur, dass es nicht immer der Fähigste ist, welcher den Taktirstock schwingt.

In dem Cabinete Andrassy gab es anfangs drei Unholde, welche es verschmäht hatten, des Regisseurs geistige Ueberlegenheit auf Rechnung ihrer eigenen Selbstständigkeit anzuerkennen. Der geistvolle Minister für Cultus und Unterricht, der zu weise und zu edel war um ein guter Minister zu sein; der Chef der Justiz, ein durch das Bewusstsein der eigenen Kraft geadelter Mann; und schliesslich der Minister für Deficit und Gutsankäufe auf Rechnung des Staatsschatzes, der Landesfinanzminister.

Der mächtigste, weil seiner Natur nach der gewaltthätigste dieser Gegner des Mini-

sterpräsidenten war der Letztere, der nunmehrige Chef der Regierung. Es galt, denselben um jeden Preis aus seiner Stellung zu bringen, ohne jedoch ihn zu erzürnen . . . . . So wurde der ungarische Finanzminister wienener Reichsfinanzminister; und Graf Andrassy athmete wieder frei auf, als er seiner los ward.

Der Unterschied zwischen beiden Männern ist nicht gering. Obgleich Graf Lónyay an praktischen Kenntnissen reicher sein mag, als der gegenwärtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, so besitzt er doch anderseits nicht die angenehmen Eigenschaften des Grafen Andrassy. Er ist trotz allem Bildungsschliff rauh, misstrauisch und herrschsüchtig. Spricht stets salbungsvoll, wenn es gilt, das prosaische aber nothwendige Geld zu erlangen; rechnet, wie man allgemein behaupten hört, mit doppelter Kreide; baut Paläste; kauft Herrschaften an; haushaltet in Eigenem vortrefflich; gibt so wenig als möglich für den Luxus der Wohlthätigkeit; ist durch seine hohe akademische Würde schon bei seinen Lebzeiten unsterblich und ist schliesslich Graf geworden, wenn dies anders für einen bedeutenden Mann eine Auszeichnung genannt werden kann. Er herrscht mit eiser-

ner Strenge und seine Collegen mit und ohne Portefeuille haben vor seinem lauten Talent einen scheuen Respekt. Es ging in ihm ein vortrefflicher Superintendent verloren; seine Geschäftskundigkeit ist so ausgebreitet, dass er Kirche und Staat in einem Athem zu bedienen vermag. Im Uebrigen ist er gegen die Menge so abstossend, als er es immer vermag; Leute, welche er für ebenbürtig oder gefährlich hält, beehrt er dagegen häufig mit seinem Misstrauen oder seinem Hasse. Seine Wirksamkeit als Reichsfinanzminister gehört der Geschichte Oesterreichs an.

Heute, wo wir diese Zeilen niederschreiben, steht der gewandte Mann an der Spitze der ungarischen Regierung, und vereinigt in seiner Hand auch die Zügel eines Ministers für Landesvertheidigung. Wir kommen auf diese letztere Schöpfung noch zurück.

Der zweite Mann, welcher dem vorigen Ministerpräsidenten zu imponiren verstand, war Baron Eötvös, durch die Milde seines Herzens ebensowohl, wie durch die Erhabenheit seines Geistes unbestritten einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Seine Gegnerschaft war jedoch meist passiver Natur und gedieh niemals bis zu dem Grade eines

empfindlichen Zerwürfnisses. So bedeutend, ja gross, Baron Eötvös in seiner ganzen sittlichen und geistigen Anlage war, so gebrach ihm dennoch die Kraft, sich von den Fesseln der Gewohnheit und Rücksichten zu emanzipiren. Durchaus idealer Natur, mangelte ihm die Energie zu Neuerungen, welche er im Prinzipie mit vieler Geistesklarheit anerkannte, für die er aber nicht die Mittel der praktischen Anwendung kernen mochte. Er machte den vergeblichen Versuch, zwei der widerspenstigsten Elemente mit einander zu verbinden. Er war liberal aus Vernunft und Ueberzeugung, machte jedoch Concessionen an den gegenfüsslerischen Clerus, welche die Unzufriedenheit der Nation erwecken mussten. So kam es, dass viele der nützlichsten und nothwendigsten Gesetze unerreichbare Theorien blieben.

Er war der Erste, welcher für die Heranbildung einer unterrichteten Generation Ideen pflanzte, deren Früchte erst in der Zukunft geniessbar werden sollten. Mehr that er nicht und konnte ohne Energie auch nicht erreicht werden. Einrichtungen, wie die der Schulinspektorate und des Studienrathes sind wohlklingende und einträgliche Posten, welche

aber dem Zwecke keineswegs entsprechen. Betreffs der Ersteren ist die Regierung einseitig und mangelhaft verfahren. Anstatt die Institution der Schulaufseher durch entsprechende Annäherung an das Volk populär zu machen, versah die Regierung die Betreffenden mit prunkenden Titeln, welche sie dem Volke naturgemäss entfremden mussten. Statt Dienern des Bildungswesens schuf sie in ihnen Herrschaften, welche dasselbe durch ihre Unwissenheit und Taktlosigkeit belasteten. Statt fachgewandten Pädagogen wurden grösstentheils Männer verwendet, welche von dem wahren Geiste ihrer Stellung nicht die leiseste Ahnung hatten. Junge Leute, kaum der Schule entwachsen und manchmal selbst noch der Erziehung bedürftig, wurden an die Spitze des Volksunterrichts gestellt. Statt dass sich nun die Betreffenden persönlich von dem Stande des Unterrichts überzeugten, begnügen sie sich in der Regel durch unleserliche und fehlerhafte Rundschreiben mit dem Ortsschulrathe zu verkehren; ja die allermeisten Schulaufseher kennen nach einer zweijährigen Amtswirksamkeit noch nicht einmal die Schulen, über welche sie zu wachen berufen sind. So gross ist die Sorglosigkeit der Regierung

und die Rücksichtslosigkeit ihrer Organe, dass manche der Schulinspektoren ferne von ihrem Distrikte wohnen und sich durch ihre Schreiber von Zeit zu Zeit Vorträge erstatten lassen; ohne persönlich die Schulen ihres Bezirkes zu kennen oder zu besuchen . . . . . Es ist eine Anomalie, diese Schulaufsichtseinrichtung, welche riesige Summen verschlingt, ohne die geringsten Resultate aufzuweisen. Die Popularisirung dieser Einrichtung und das Aufhören jeglicher Sinecure sind die Mittel, wodurch der Geist der Schulcontrole gebessert werden könnte.

*Helene Alsdorf,  
erstgeb. Jankovics*

Es war ein Unglück, dass der geistvolle Eötvös Männer in seiner Umgebung hatte, welche vielleicht mit einziger Ausnahme, in einer ganz verschiedenen Lebens- und Bildungssphäre aufwuchsen und welche die Intentionen ihres begabten Chefs wohl niemals recht begriffen haben mögen.

Die dritte Persönlichkeit schliesslich, welche die Sympathie des Grafen Andrassy nur eine kurze Zeit besass, war der Justizminister Herr Horváth. Man muss bei der Beurtheilung einer Persönlichkeit, wie die in Rede stehende, nicht den Massstab der Alltäglichkeit, womit gewöhnlich oberflächliche Naturen hinlänglich

geehrt sind, gebrauchen. Seine Stellung war das Resultat eines thätigen, kräftigen, nur aus sich selbst schöpfenden Lebens. Unermüdlich auf die Verbesserung der Justiz bedacht, hätte er unter günstigeren Verhältnissen wahrscheinlich Bedeutenderes geleistet. In einem Lande der Vorurtheile, wie Ungarn, wo die Geburt noch immer ihre zweifelhaften Rechte geltend macht, war es einem Manne des Volkes schwer, sich lange frei und unbeeinflusst zu erhalten. Herr Horváth gebührt das nicht gewöhnliche Verdienst, sich längere Zeit selbstständig behauptet zu haben; und als es schliesslich dahin kam, dass er sich dennoch neigen sollte, da besass er die Entschiedenheit: sein Amt einem willigeren Manne abzutreten.

Trotzdem trifft ihn jedoch der gerechte Tadel: dem Nepotismus alle Thüren geöffnet zu haben. In der That, das Justizministerium zählte unter seiner Leitung gerade so viele Oberbeamte, als der Minister in drei Comitaten Freunde und Verwandte besass. Männer, denen Pandekten und corpus juris chinesische Tragödien waren und welche bis dahin ihr ganzes zurückgelegtes Leben in dem beschränkten Kreise ihres entlegenen Comitates verbrachten, gelangten zu hohen und einfluss-

reichen Aemtern, alle auf den Ausspruch pochend: Wem Gott ein Amt gebe, dem gebe er auch Verstand.

Unter solchen Umständen konnte es um die Rechtspflege nicht wohl ausgesehen haben. So lange persönliche und verwandtschaftliche Interessen überwiegen, kann von keinem Gedeihen der Staatsidee die Rede sein. Die Leichtfertigkeit, womit oft die wichtigsten Stellen im Staate vergeben werden, ist geradezu trostlos. Die höchsten Stellen sind Sinecuren für abgewirthschaftete Kameraden geworden, welche ohne Sinn für die öffentliche Thätigkeit das theure Geld des Landes unnützlich verzehren, ohne dafür durch den Tribut der Arbeit einen Ersatz zu leisten.

\*            \*

Mit dem Hinscheiden des Baron Eötvös entstand eine Lücke, die um so grösser war, weil sie zugleich von der geistigen Armuth der Majorität Zeugniß gab, welche nicht im Stande war, den erledigten Posten auch nur anständig auszufüllen. Es ist wahr, dass es dem Nachfolger Eötvös, wer er auch sein mochte, nicht leicht ward, seinen Vorgänger auch geistig zu ersetzen; und je grösser er uns

in der Erinnerung vorschwebt, um so kleiner, ja pygmäenhaft muss uns der Mann erscheinen, welcher heute den bei weitem wichtigsten Posten des Cabinets parodirt . . . . Es ist leichter gut zu dociren, als vernünftig zu regieren, und es wäre dem Rufe des gelehrten Professors viel heilsamer gewesen den Katheder nicht zu verlassen, als in der schwindelnden Höhe sein gesundes Urtheil einzubüssen.

Wir halten dafür, dass ein Gelehrter stets ein herzlich schlechter Minister sei, sofern er nicht das Zeug mit sich bringe, welches in dieser Stellung nothwendig ist. Ein freies unbefangenes Urtheil; Muth, das heilsame Nothwendige selbst mit dem Aufgebote der Macht durchzusetzen; Einsicht in die Gebarung einer vielfältigen Administration; Arbeitslust und das Bewusstsein, dass man seiner Stellung nur dann gerecht werde: wenn man wahrhaft Grosses schaffe; Gerechtigkeitsliebe und Billigkeitsgefühl und vor Allem die Fähigkeit, ohne Engherzigkeit zu handeln und erfüllt von dem Genius des Wollens und Könnens, mit erhobenem Haupte Ideen zu proklamiren, welche Licht und Freiheit verbreiten, wohin sie auch dringen . . . . .

Von alledem sehen wir jedoch das Ge-

gentheil. Dr. Paulers Gesichtskreis ist enge und trübe wie die Studirstube eines Gelehrten; er ist befangen und furchtsam, als ob er bei einem eigenmächtigen Gedanken ertappt zu werden fürchtete; statt sich mit Lust und Kraft seinem neuen Amte hinzugeben, besitzt er einen gewaltigen Respekt vor seiner eigenen Stellung; ungewohnt den Aether der hohen Luftregion, wo sonst nur Adler zu kreisen pflegten, leidet er an Schwindel; seine Aufmerksamkeit erstreckt sich einzig und allein darauf, nichts zu unternehmen was Aufsehen erregen könnte, oder seine Person in Fluss brächte, und um dieser Kalamität auszuweichen, unterlässt er lieber selbst das Nothwendigste und laborirt an einem permanenten Angstschweiss zwischen Sein oder Nichtsein, der Ministerschaft nämlich.

Ein Zögling des Clerus, unter dessen mächtigem Schutze er seine Carrière machte, besitzt Herr Pauler ein grosses Dankbarkeitsgefühl. So gerne wir dies anerkennen, so will es uns dennoch bedünken, dass diese persönliche Empfindung des Herrn Pauler, der öffentlichen Stellung und dem Geiste des aufgeklärten Ministers ganz und gar untergeordnet sein müsse. Sie darf kein Hinderniss sein in

der freien Handlungsweise des Staatsmannes, dessen grösste und wichtigste Pflicht es ist: muthig das Licht der Aufklärung vorwärts zu tragen.

Der Herr Minister besitzt aber weder Muth noch Selbstverlaugnung und besitzt nicht die Kraft, kaum auch nur den guten Willen — sich frei zu machen. Das Land hat noch immer Sklaven genug, seine Lenker müssen freie und muthige Männer sein, damit sie auch jene erlösen . . . .

Ohne die geringste Kenntniss von der Construction des Administrationsapparates lenkt Minister Pauler ein Schiff — das er gar nicht kennt; seine Beamten sind ihm über den Kopf gewachsen oder schmachten unter dem unerträglichen Joche von Sektionstyramen.

Gleich in der nächsten Nähe des Ministers befindet sich ein Mann, welcher sein ganzes Leben in der geistlosen Enge der Bureau-stube verbrachte; der niemals Pädagogie oder Wissenschaft trieb und aufwuchs bei Aktenstaub und Tintenfass; dem jede höhere Weihe, welche nur die Wissenschaft verleiht, abgeht, der aber nichtsdestoweniger eine massgebende Stimme abgibt in dem Rathe, wo es sich darum handelt: das Gewissen und den Geist

frei zu machen. Mit geradezu roher Brutalität beherrscht dieser Mann seine Umgebung. Seine Amtsstube ist das Ohr des Ministers. Er horecht und notirt Alles, was in dem Gemache Seiner Excellenz an öffentlichen Empfangstagen vorgeht. Er ist der Vormund und Controleur des Ministers und sitzt vor der geschlossenen Thüre wie ein zweiter, aber noch jämmerlicherer Dionysios, oder wie eine Spinne, was besser passen dürfte. Wäre diese Sitte nicht roh und unwürdig, so wäre sie nur lächerlich. In Wahrheit, die Zukunft der heimischen Bildung könnte in keinen schlimmeren Händen sein.

Herr Pauler besitzt aber ausser der erwähnten Dankbarkeit noch eine andere Eigenschaft, welche wir nicht unerwähnt lassen können, weil sie den Charakter dieses Gelehrten von einer ganz eigenthümlichen Seite zu beleuchten geeignet ist. Es ist das seine notorische, bei jeder Veranlassung zu Tage tretende Vorliebe — für das „Alte“. Es dürfte gewiss neu sein, dass der Minister eines sogenannten Fortschrittstaates besonders das „Alte“ liebt und es dem Neuen immer vorziehe. Diese antiquarische Vorliebe geht bei dem Herrn Minister so weit, dass er Jugend und Kraft weit weniger schätzt, als das Alter und

die Gebrechlichkeit. — Bei jeder Gelegenheit, welche sich ihm darbietet, bevorzugt er ostentativ das „Alte“ und ist jeglichem Jugendstreben herzlich abgeneigt. Vielleicht ist es Pietät vor dem Alten oder Humanität, welche diesen „Zwiespalt der Natur“ erklären könnten. Der Widersinn einer solchen Marotte liegt jedoch auf der Hand, wenn man bedenkt, dass die Zukunft der Jugend gehört. Erwägt man ferner, dass gerade das Unterrichtswesen junge, mit dem Geiste der Zeit vertraute Kräfte erfordert, so muss uns die verbissene Einseitigkeit dieser Anschauung doppelt bedenklich erscheinen.

Wir gehen nun auf die trostlose Wirthschaft über, welche im Bereiche dieses Ministeriums herrscht und welche nicht blos den materiellen Ruin des Landes befördert, sondern den Staat in seinen sittlichen Grundlagen erschüttert. Wir halten uns dabei strenge an Thatsachen und greifen aus dem reichen Vorrathe auf's geradewohl einige Fälle von eklatanter Bedeutung hervor.

Die Stiftungsgüter, welche unter der Verwaltung dieses Ministeriums stehen, repräsentiren ziffermässig ein grosses Nationalvermögen. Wir nennen sie absichtlich so, weil

diese Benennung dem Geiste der Gründung am meisten entsprechen dürfte. Die grossen und fruchtbaren Herrschaften werfen aber entweder gar keinen oder nur einen so geringen Gewinn ab, dass sie ihrer Bestimmung in keiner Weise entsprechen. Die Ursache dieses Missstandes liegt in dem Leichtsinne, womit die Regierung bei der Bewirthschaftung und Verpachtung dieser ausgedehnten Ländereien verfährt; denn es ist bereits so weit gekommen, dass die Stiftungsfondsgüter blosse Sinecuren geworden sind, womit die Regierung willige und zuweilen vielleicht auch brauchbare, aber meistens charakterlose Männer unter der Benennung von Pächtern und Präfekten belehnt. Die Letzteren sind entweder Männer, welche ihr Eigenes längst vergeudet haben, oder solche, denen die Gelegenheit hiezu aus nahe liegenden Gründen fehlte, die aber auch niemals auch nicht die Elemente der Landwirthschaft kennen lernten.

Einer dieser Präfekten, von dem wir gleich noch reden werden, rühmt sich vor aller Welt, dass ihm seine Domänen, d. i. die seiner gewissenlosen Verwaltung anvertrauten Güter jährlich zehnmal so viel eintragen, als

er Besoldung beziehe. Es ist das der ehemalige Abgeordnete von C., Herr N.

Bestechung, Unterschleif und ähnliche Dinge sind an der Tagesordnung und bei Verbrechen, wofür gering gestellte und oft mit der bittersten Noth kämpfende Individuen mit dem Verluste ihrer Ehre und Zukunft büssen müssen, . . . gebraucht die Regierung hochgestellten Frevlern gegenüber die verderblichste Nachsicht . . . . .

Der obengenannte Stiftungsfonds-Präfekt überschickt an das Ministerium eine sehr beträchtliche Summe Amtsgelder, wohlverwahrt in einem vorschriftsmässig geschlossenen Briefe. Bei der Eröffnung desselben in Gegenwart von mehreren hiezu ermächtigten Beamten zeigt es sich nun, dass die angezeigte Summe in dem Briefe gar nicht enthalten war. Auf die hierüber eingeleitete Reklamation gab nun Herr N. gar keine Antwort und den Beamten blieb nichts Anderes übrig, als von diesem Vorfalle die Anzeige an den Minister zu erstatten.

Die Angelegenheit ruhte indessen lange Zeit, — und erst auf wiederholtes Anfragen langte vom Minister die denkwürdige Antwort herab: es möge der fragliche Betrag in

den dazu bestimmten Büchern in Abschreibung gebracht werden. Da dies jedoch nicht zulässig ist und Beträge nur dann in Abschreibung kommen können, wenn sie vorher in Empfang gestellt worden waren, was hier keineswegs der Fall war, so erfolgte in diesem Sinne ein neuerlicher Vortrag an den Minister . . . . .

Indessen, der fragliche Betrag kam nicht zu Stande und wurde, wie der Herr Präfekt später erklärte, zum Zwecke seiner Abgeordnetenwahl verausgabt . . . . . Dieser Mann genießt nach wie vor das Vertrauen der Regierung, da er durch seine Verwandtschaft mit dem bedeutendsten Manne des Landes berechtigt zu sein meint, ungestraft freveln zu können. — — — — —

Ein Stiftungsfondsgut besass längere Zeit Baron F. in Pacht und zwar um einen so niedrigen Pachtschilling, dass von mehreren Seiten ungleich höhere Anbote einliefen, noch ehe die Pachtzeit abgelaufen war. Die dem Herrn Kämmerer-Pächter aus vielen Gründen geneigte Regierung war einen Augenblick in Verlegenheit; allein unberücksichtigt der

zahlreich eingelaufenen, um mehr als die Hälfte höher gestellten Offerten, bekam das fragliche Objekt schliesslich abermals nur Baron F. und zwar ohne eine nennenswerthe Erhöhung; wobei das Ministerium entgegen seiner Stellung und dem Interesse, welches es vertrat, und ohne Rücksicht auf die Pacht-ausschreibung unter fingirtem Namen mit dem Baron F. vertrauensvoll brieflich und telegraphisch verkehrte; alles das zum Nachtheile einer freien und nützlichen Concurrrenz. —

So wirthschaftet der Staat mit dem seiner Fürsorge anvertrauten Vermögen, und es darf uns nun nicht mehr Wunder nehmen, dass die ausgedehnten Fundationalgüter so geringe Einnahmen abwerfen. — — —

Die Herrschaft Sz. gehörte dem Grafen H., sie war jedoch bereits so stark überschuldet, dass an einen Kaufschillingsüberschuss, im Falle die Herrschaft auch einen Käufer gefunden hätte, gar nicht zu denken war. Durch hohe Verwendung kam jedoch dem Grafen H. unerwartete Hilfe. Er trug seine nach sämmtlichen Schätzungen bereits längst über den faktischen Werth belastete Beszung

dem Staate zum Kaufe an, worauf dieser, offenbar durch massgebende Persönlichkeiten beeinflusst, auch einging . . . . Um jedoch für den Verkäufer günstigere Bedingungen zu bieten, ordnete die Regierung eine neuerliche Schätzung an, welche auf die willkürlichste Weise auch stattfand. Das Resultat dieser ausserordentlichen Schätzung war dem Grafen H. so günstig, dass ihm eine nicht unansehnliche Appanage übrig blieb, welche ihm der Staat in der Form einer Leibrente ausbezahlte. — — Es ist bekannt, dass die Herrschaft Sz., nun ein Stiftungsgut, nicht einmal die Regiekosten einträgt und jährlich ein nicht geringes Deficit ausweist.

Solche Käufe schliesst der Staat ab, um zu Grunde gegangenen Cavalieren aufzuhelfen; und zwar wieder zum unberechenbaren Schaden des seiner Obsorge anvertrauten fremden Vermögens. — — — — —

— — — — —

Wir wollen diese Blumenlese vorläufig nicht weiter fortsetzen; von der Regierung wird es jedoch abhängen, ob wir sie nicht ehestens wieder aufnehmen werden . . . . Wir wollen gleichzeitig bemerken, dass uns

die zuerst angeführte Thatsache aus den Aufzeichnungen eines sehr achtungswerthen Mannes, der kürzlich freiwillig dem Staatsdienste entsagte, bekannt ist. Die beiden letzten, ebenfalls verbürgten Daten wir dagegen dreien Stiftungsfondsbeamten von auswärts verdanken.

\*            \*

Als Lónyay zur Reichsfinanzminister-schaft berufen wurde, da gab es keine geringe Verwirrung unter den Männern von massgebendem Tone. Denn es ist unläugbar, dass der schwierige Posten eines Finanzministers noch am leichtesten zu besetzen gewesen wäre.

Da gab es ehrsüchtige und zifferfeste Financiers die Menge, welche um die Ehre geizten, den jämmerlichen Stand der Staatsfinanzen vor dem Lande aufzudecken. Da waren Professoren und herabgekommene Landwirthe in grosser Zahl, die sich für fähig hielten, das Unmögliche möglich zu machen: ein Budget ohne Deficit . . . . .

Die Wahl des allmächtigen Ministerpräsidenten fiel jedoch auf eine Persönlichkeit, von welcher bis dahin, ausser dass sie gänzlich unbekannt gewesen, nichts bekannt war. Wohl erregte der derbe puritanenhafte Mann

schon im Reichstage die Aufmerksamkeit von einigen mit Seheraugen behafteten Grossgeistern; allein sein Stern ging erst auf, als der Chef des Cabinets seinen unwiderstehlichen Blick auf ihn warf . . . . Unter dem Schutze dieses Gestirns zog der Landprofessor in die Räumlichkeiten des Ministerhôtels ein; und wohl ihm, wenn auch nicht dem Lande, dass es so geschah, denn es hätte sonst leicht geschehen können, dass endlich ein Ministerportefeuille auch an einen Fachmann hätte vergeben werden können.

Jedoch, der Herr Lycealprofessor besass eine grosse Schlaueit, der er treu blieb, so lange er sie nöthig hatte. Er stellte sein Licht unter den Scheffel, wie man zu sagen pflegt, damit Niemand etwas von der Helle merke, welche in ihm dämmerte. Dann, als er bereits versicherte Excellenz war, was nebenbei auch dem bibelfestesten Quäker eine geheime Freude verursachen soll, da stiess er den Scheffel um, und erst jetzt gewahrte die Welt mit schreckhaftem Entzücken, dass ihr Börselenker zwar nicht der leibhafte Gottseibeius, aber doch einer von jenen sei: welche da Geld zu machen verstünden. Ein Geldmacher dürfte unter allen Umständen eine liebenswürdige Erschei-

nung sein, dachten sich die Menschen, allein sie hatten unrecht und der neue Geldminister zeigte sich als die rauhe Hülle der edelsten Frucht, welche jemals auf dem Baume der finanziellen Erkenntniss wuchs. Eine kleine Phiole mit dem geldmachenden wunderthätigen Absud wäre dem Volke viel lieber gewesen, als die reizlose Person seines neuen Finanzministers.

Nachdem die erste Freude, aber nicht die letzte Ueberraschung verfliegen war, und man sich anschickte in die Karten des neuen Ministers zu blicken, da war man erstaunt über den Reichthum von Projekten und Combinationen, welche dem Kopfe des wunderbaren Mannes entquollen. Man dachte nicht anders, als dass er der Herkules sei, welcher unseren Wirthschaftshof säubern sollte . . . . Nach Tagen banger aber noch hoffnungsvoller Erwartungen, und da man sich bereits gewöhnte in dem neuen Minister den Retter zu betrachten, welcher den Staat aus dem Wirrsale der Finanzverlegenheiten heraus geleiten sollte, da flogen die Mücken seines Talentes in grossen Schwärmen um unsere erstaunten Sinne und nachdem man schliesslich müde wurde noch länger hoffend auszuharren,

so fing man an sich zu ärgern. Man hatte gut Ursache dazu. Grosse Worte, schöne Erwartungen, reiche Combinationen, — — Alles, Alles sank hin und verlor sich vor dem einzigen grossen Resultat, welches der neue Finanzminister mit „jedem jungen Jahre“ immer wieder neu auflegte, ohne zu fragen, ob das Volk nicht auch schon übersättigt davon sei; dieses Resultat ist das consequente rückschrittfördernde Deficit. In diesem einzigen Worte ist das Programm des grossen Professors enthalten; obgleich darin auch noch andere Errungenschaften vorkommen.

So ward beispielsweise die Ablösung der Kettenbrücke bewerkstelligt. Der Zweck konnte naturgemäss kein anderer sein, als den drückenden und unerhört hohen Brückenzoll abzuschaffen und der Concurrrenz wegen neuer und höchst nothwendiger Verkehrswege freies Feld zu lassen. Seitdem gingen jedoch schon drei Sommer in's Land, der Brückenzoll blüht nach wie vor, bedrückt aber den geplagten Mann der Arbeit mehr als ehemals . . . . Von andern Verkehrsstrassen hört man nur wie von der Seeschlange. Jedenfalls wird der luxuriösen Stadtverschönerung mehr Aufmerksamkeit zugewendet, gilt es doch, daselbst

mit schönen Pferden und Maitressen recht bald zu debutiren.

Wir zweifeln nicht daran, dass der Finanzminister den Ausspruch eines grossen Philosophen kennt, welcher da behauptet, dass die geregeltsten Staatsfinanzen nur in einem Lande zu finden sind: wo absolute, ja tyrannische Regierungsform herrsche. Wir vermuthen sogar, dass diese Meinung Montesquieus wenn auch unbewusst, dennoch von grossen Einflusse war auf die gründliche Verwirrung unserer heimischen Staatsökonomie. Dennoch haben wir gegen diesen Ausspruch des berühmten französischen Rechtsphilosophen unsere gerechten Bedenken, die stärker sind, als unsere Bewunderung für ein geistreiches, aber nichts weniger denn richtiges Urtheil.

Im Uebrigen soll der Herr Finanzminister im häuslichen Kreise ein wahrhaftiges Wunder von Sparsamkeit sein und sein engerer Haushalt weist nicht nur kein Deficit auf, sondern blüht im vollen Sinne des Wortes: in Neubauten und ähnlichen Kleinigkeiten. Auch rühmt man dem Herrn Professor nach, dass er das Mittel besitze wundersam grob zu sein, wenn es gilt, ein schlagendes Argument an den Mann zu bringen. Grosse Män-

ner, grosse Schwächen; wir wissen aber aus persönlicher Erfahrung und zwar aus einer Zeit, da wir dem Herrn Professor gar häufig — rauchend gegenüber sassen, dass er auch eine Stärke besitze, und diese ist um so werthvoller, je seltener sie ist; die Stärke des Herrn Finanzministers ist: die Ehrlichkeit.

\*                      \*

Das letzte Wort, womit wir den Herrn Finanzminister verliessen, bringt uns die Gestalt eines Mannes in's Gedächtniss, dem wir einige Male begegneten zu einer Zeit, da er noch nicht Minister und wir ein schüchterner harmloser Jüngling waren, der anticipando aus der Zukunft lebte. — Wir meinen den heutigen Minister des Innern.

Das beste Mittel, das gewöhnliche Mass eines Mannes kennen zu lernen ist, ihn neben seine Vorgänger oder Nebenmänner zu stellen. Dies gilt jedoch nur halb, denn die beiden Männer, welche, die Zwischenherrschaft eines unbedeutenden Dritten ausgenommen, den Ministerstuhl des Innern einnahmen, sind ihrem Geiste nach gewaltig verschieden von einander. War die erste Acquisition des Grafen drássy eine klägliche, so hat derselbe sei-

nen Fehler durch die Wahl des Herrn Tóth fast gut gemacht.

Herr Tóth ist ein Mann, welcher das Denken nach System und Methode erlernte. Er besitzt das Talent, das Gedachte zu reproduziren und zwar in einer geniessbaren Form, was nicht jeder Denker von sich sagen kann. In der Klarheit seines Vortrages spiegelt sich der Geist des Mannes, dem man es anmerkt, dass er das, was er sagt, mehrfach abgewogen habe auf der Wage der Vernunft . . . . .

Trotz alledem aber ist dieses Mitglied des ungarischen Cabinets den Schwierigkeiten seiner Stellung nicht gewachsen. Die Ursache liegt wahrscheinlich mehr in den Verhältnissen, als in dem Charakter des Mannes, an dessen redlichen Absichten zu zweifeln, wir uns nicht für berechtigt halten. Dagegen müssen wir constatiren, dass sich der Stand der Nationalitätenfrage, dieser Achillesferse des ungar. Staatsrechtes, seit dem Amtsantritte des Herrn Ministers in Nichts gebessert habe. Offenbar besitzt er für diese Seite seiner vielgestaltigen Stellung das geringste Verständniss.

Durch die Reizbarkeit und der damit in Verbindung stehenden Empfindlichkeit seines Charakters, hat sich der Herr Minister um

den Ruf eines Staatsmannes gebracht. Und so gerne wir auch geneigt sind, seine etwai- gen Vorzüge anzuerkennen, so können wir nicht leugnen, dass uns die Empfindlichkeit eines Staatsmannes bei weitem als die lächer- lichste aller Schwächen erscheint. Herr Tóth hat es sich aber auch in besonderem Masse angelegen sein lassen, diese Schwäche herau- zubilden; obgleich wir nicht daran zweifeln, dass die Erfahrungen der letzten Zeit günstig auf denselben eingewirkt haben mögen.

In dem Bereiche seiner inneren Verwaltung ist Herr Tóth mehr zu Hause als die meisten seiner Collegen; und ohne gerade Bureaukrat zu sein versteht er es zu arbeiten, ohne dabei viel Geräusch zu machen. Er gibt sich viel Mühe, um gerecht und billig zu sein, kann es aber nicht verhindern, dass in seiner näch- sten Nähe oft die krassesten Ausschreitungen vorkommen . . . . Dem Protektionsgeiste we- niger zugänglich als seine Collegen, wagt er es von Zeit zu Zeit einem dahin zie- lenden Drucke sogar energisch zu wider- stehen.

Vor seinen Parteigenossen bildet sein verunglücktes Wahlgesetz sein politisches Meisterstück. Wir, die wir nach einem einge-

henden Studium dieses wichtigen Gesetzes ganz und gar anderer Meinung sind, behaup- ten: dass es auch unter andern Umständen ein todtgebornes Kind geworden wäre, nach- dem darin die Beschränkung der Wahlfreiheit nicht geringer ist, — als die Freiheit selbst.

\* \* \*

Ehe wir unsere Revue abschliessen, müs- sen wir noch zweier Männer gedenken, über deren Wirksamkeit man sich unschwer ein Bild zurecht legen kann, sofern man nur geneigt ist, ihnen die Gerechtigkeit widerfah- ren zu lassen: dass sie von ihren zahllosen Obliegenheiten wenigstens einem winzigen Theilchen auch durch die That entsprochen haben. Es sind das die beiden Minister für Handel und Kommunikation.

Eigentlich könnten beide Angelegen- heiten recht wohl durch einen Chef besorgt werden; dadurch wäre eine Vereinfachung möglich und nicht geringe Kosten könnten erspart werden; — allein hiezu wäre eine umfangreiche Thätigkeit und Fachgewandtheit nothwendig, da man jedoch beide Eigen- schaften nicht einmal getrennt, geschweige denn vereint vorfindet, so muss man sich an

zwei Minister halten; damit man nicht etwa spärlicher mit Excellenzen gesegnet sei als andere glücklichere Staaten.

Der gegenwärtige Handelsminister, dem weder Fähigkeiten noch guter Wille ganz abzusprechen sind, wird unseres Dafürhaltens am besten charakterisirt, wenn man sagt: dass er im Allgemeinen einen vortrefflichen Minister abgeben könnte, wenn er nicht gerade ein herzlich schlechter Handelsminister wäre. Wir wollen damit gesagt haben, dass Herr Szlávy Talente besitzt, welche ihm sehr wohl anstehen und berechtigten, nach einem Portefeuille zu greifen, nur dürfte es nicht das des Handels sein, wofür der Herr Minister niemals das rechte Zeug besessen haben mag.

Als er noch Staatssecretär im Ministerium des Innern war, da konnte man ihn getrost die Seele jenes Ministeriums nennen; dessen gemüthlicher aber geistloser Chef kaum mehr, als das willige Spielzeug des Herrn Szlávy war.

Der Communicationsminister leidet stark unter dem Einflusse nervöser Beklemmungen, welche ihn besonders zu erfassen pflegen, wenn er im Reichstage angesichts der Parteien Rede stehen soll. Zu solchen Zeiten

geschieht es denn auch, dass er die Augen züchtig zur Erde niedersenkt, besonders wenn ihm von der Linken und dem genialen Bruder des höchst mittelmässigen Ministers etwas stärker zugesetzt wird.

Als Herr Tisza dem eitlen Drange seines eitlen Herzens folgte und mit wonnigem Schauer einzog in die Hallen des Zinshauses, wo sich die Appartements des Kommunikationsministeriums befinden, da muss ihm zu Muthe gewesen sein wie Jemanden, der im Begriffe steht seinen Glauben zu wechseln. Unser Vergleich mag etwas zu plump ausgefallen sein, wir können nicht dafür, allein die Association der Ideen zwingt uns zeitweise sogar etwas derber zu sein, als wir es selbst gerne haben.

Es ist eine Thatsache und dürfte wohl nur vielleicht dem Herrn Kommunikationsminister unbekannt sein, dass er das Portefeuille, welches er gegenwärtig inne hat, nicht seinen Kenntnissen, sondern einzig und allein dem Namen zu verdanken hat, welchen er freilich ohne seine Schuld trägt, der aber einen zu guten Klang besitzt, als dass sich die Majorität seiner nicht gerne zur Reklame bedient hätte. Galt es doch durch den prunk-

vollsten Namen der Opposition darzuthun, wie faul es in dem Schosse einer Partei aussehe, von welcher selbst die natürlichsten Elemente abfielen. Indess, wie dem auch sei, die Absicht verfiel nicht und Herr Tisza, der niemals ein politisches Glaubensbekenntniss besass, — hatte sich desselben auch nicht zu begeben. Er gehört unter die Zahl derjenigen Männer, welche einer jeden Partei geneigt sind, welche ihnen die Gelegenheit bietet: in prunkvollen Aeusserlichkeiten den Schein einer Macht, welche ihrem Wesen sonst nicht eigen ist, — zur Schau zu tragen.

Von der Thätigkeit des Herrn Ministers weiss die Sonne nichts; Mond und Sterne dagegen erzählen bunte, schauerige Geschichten, welche sich nächtlicher Weile im Ministerhôtel abspinnen . . . . Müde der ewigen Unthätigkeit und durch die Schlaflosigkeit geplagt: lässt Herr Tisza oft in der düstern Geisterstunde Allarm läuten; da jedoch seine sämtlichen physischen Kräfte sich gerade durch den Schlaf ergänzen und rüsten; so werden aus diversen Kaffee- und Weinstuben allerlei Nachtgelichter zusammengefangen und vor den Minister geführt, — der sich dann mit ganzer Manneskraft dem Genius der Ar-

beit hingibt. Er diktirt, schreit, streicht, poltert, dass es oft eine wahre Freude sein soll, bezahlt aber schliesslich prompt und splendid.

Diese Art der Amtsthatigkeit hat den Vorzug: alle Amtsgeheimnisse in kürzester Frist an die Winde zu hängen.

\* \* \*

Zwei Schöpfungen sind es insbesondere, welche sich, wie es scheint, dauernd an den Namen des Grafen Andrassy knüpfen werden. Wir fürchten jedoch, dass die eine Schöpfung wenig, die andere dagegen gar keinen Dank eintragen wird; denn Beide sind ohne Rücksicht auf das Bedürfniss und den Geist des Volkes einzig und allein nach der Eingebung einer bizarren Laune entstanden. Wir meinen die Verschönerung der Stadt Pest in grossem Massstabe auf Kosten des Landes und die gegenwärtige Institution der ungarischen Landwehr; der wir nur höchst ungern den Titel Honvéd, womit so grosse und herrliche Momente der Nationalgeschichte verbunden sind, einräumen.

Die Idee der Stadtverschönerung mag in dem Masse, als sie das Erzeugniss der Nothwendigkeit ist, ihre Berechtigung haben. Allein

es ist nicht die Nothwendigkeit, welche dieser Idee ihre heutige Form gab, sondern Laune, wir möchten fast sagen der Uebermuth, welcher in gewissen Kreisen gewaltig eingerissen hat und Projekte entstehen lässt, welche nur auf Kosten des ohnehin überlasteten Volkes realisirt werden können. Seit Wien seinen Ring hat, — ruht's sich in Pest nicht mehr so wohl wie früher. Die eitle, beschäftigungslose, ennuyirte Welt ärgert sich gewaltig, hinter Wien zurück zu bleiben.

Man sollte denken, dass das Land eines sorgenlosen Schlaraffenlebens genieße, wenn man die schwindelnden Berichte des Baurathes liest; — an dessen Spitze wir abermals einem jener Namen begegnen, welche überall anzutreffen sind, wohin sie nicht gehören. Oder kann uns etwa Jemand darüber aufklären, welchen Werth der gräfliche Rang des Präsidenten des Baurathes auf die projektirte Erweiterung und Verschönerung der Stadt Pest haben könne? Denn, ein anderes Merkmal eines bevorzugten Menschenkinds sind wir nicht im Stande an dem Grafen Szapary zu entdecken. Er ist weder Architekt, noch besitzt er einen geläuterten Geschmackssinn; hat nie Kunststudien gemacht

und besitzt von der Bautechnik wahrscheinlich dieselbe Vorstellung, wie von der Uneinheitlichkeit seines Standes.

Wir haben nichts dagegen einzuwenden und werden im Gegentheil das angenehme Gefühl der Genugthuung empfinden, wenn auch die befähigteren Magnaten des Landes anfangen werden, sich zu irgend einem bestimmten Berufe, welcher Kenntnisse und Aufopferung erfordert, zu qualifiziren; in diesem Falle darf ihnen ihr Rang ebenso wenig ein Hinderniss sein wie heute ein Mittel, wodurch sie oft ohne jede Befähigung bloß der leidigen Versorgung wegen Stellen einnehmen, welche strenge genommen nur für Fachmänner bestimmt sein sollten.

Die Verschönerung einer Hauptstadt ist die natürliche Folge der Wohlhabenheit, des gesteigerten Luxus, der sich überall geltend macht, wo der Reichthum Ueberschüsse abwirft. Dieser Luxus ist so gut eine Nothwendigkeit, wie die Bequemlichkeit eine ist, und wir tragen den Bedürfnissen des Reichthums bereitwillig Rechnung, wenn wir uns mit der Verschönerung der Stadt Pest im Prinzipie einverstanden erklären. Allein, dass es gerade die Regierung ist, welche diese Angelegen-

heit zu einer Sache der Nation gemacht hat und dies zu einer Zeit, da ein Zehntel der hauptstädtischen Bevölkerung Gefahr läuft, ihr Obdach einzubüssen, dagegen müssen wir unsere Stimme denn doch erheben und erklären: dass dies ein Gewaltakt sei, begangen an dem empfindlichsten Theile der Bevölkerung, an den Minderbemittelten.

Mögen sich die Grossen und Glücklichen des Landes immerhin Paläste bauen und Feengärten anlegen, sie bieten dadurch dem Arbeiter Gelegenheit, sein Brot zu erwerben; allein man lasse sich auch im Vollgenusse seiner Macht nicht hinreissen Interessen zu schädigen, welche tiefer in das Leben des Volkes eingreifen, als aller Luxus der Welt. . . . Allmähig, je nach dem Bedürfnisse der Oertlichkeit und durch die Macht der freien Concurrenz getragen, wird man, wemgleich vielleicht etwas später dennoch dahin gelangen, wohin die Regierung heute mit einer sinntrübenden Hast strebt; die Regierung nimmt keine Rücksicht darauf, dass durch die Verwirklichung ihrer Projekte, die ohnehin schon fast unerträgliche Wohnungsnoth in einer Weise gesteigert wird, welche geradezu unerträglich zu werden droht . . . .

Möge der Staat seine flüssigen Kapitalien zu nothwendigen Aerarialbauten verwenden, statt jährlich über eine Million Miethzins zu bezahlen; dadurch erreicht sie viele Zwecke zugleich: sie bereichert die Hauptstadt mit monumentalen Bauten; erspart die riesigen Miethzinse, welche heute für die Unterbringung der Staatsämter gezahlt werden; hilft an der herrschenden Wohnungsnoth nicht unbeträchtlich lindern und bietet der rohen Arbeitskraft hinreichende Gelegenheit zum ordentlichen Erwerb . . . . .

Die Idee der Stadtverschönerung, wie sie heute in riesiger Luxusaustattung Gestalt zu gewinnen beginnt, ist einer glänzenden Laune entsprungen. Das Gefühl der Macht und des Glanzes erzeugt nach den gewöhnlichen Regeln der Menschennatur eine Menge Absonderlichkeiten, welche der Mann der Thätigkeit und des Denkens nur selten kennt. — Daher die meisten Thorheiten und Extravaganzen, so die Mode und Aehnliches, welche dem Kreise der sogenannten hohen Gesellschaft zu entstammen pflegen.

In der Anwandlung eines wohligen Grossmachtsgefühles entstand das heutige Projekt der Stadtverschönerung. Offenbar wollte man

damit Paris und die berühmte Haussmann'sche Wirthschaft nachahmen, denn eine Nachahmung erlaubt schon der riesige Abstand nicht, welcher zwischen Dort und Hier besteht. Es gelüstete aber insbesondere Berlin und Wien nachzuahmen; allein man vergass, dass Deutschland und Oesterreich, sowie Frankreich, allenthalben die herrlichsten Kunst-, Land- und Wasserstrassen besitzen; daher sie sich ungleich leichter einen Luxus, wie die Verschönerung ihrer Hauptstädte, gönnen konnten.

Auf uns macht die unnatürliche, weil übereilte Erhebung der Stadt Pest insolange, als man im Lande zahlreiche Comitate, ja ganze weite Ländertheile antrifft, welche ohne eine fahrbare Post- oder Landstrasse sind, den Eindruck einer jämmerlichen Marktschreierei oder einer Flitterwirthschaft. Während man in der zweitvolkreichsten Stadt des Landes, welche nebenbei der Sitz eines ausgedehnten Handels ist, durch eine gewisse Zeit des Jahres wie in einem Kothneere eingeschlossen ist; während nothwendige und nützliche Wasserstrassen, welche zugleich den Zorn des gefährlichen Elementes mässigen oder einengen sollten, blosse Projekte bleiben und ein

höchst wichtiger Theil des Landes dem sichern Verfall entgegen geht, — verschwendet der Staat Millionen auf blossen Luxus und führt Bauten und Strassen auf, welche nur den Einzelnen zugute kommen; damit der Reichthum Staat machen, sich entfalten und bewundern lassen könne durch die Müsiggänger einer üppigen Hauptstadt.

So lange, als man im Lande keine ausgiebigen und benützbaren Fahrwege für den öffentlichen Landverkehr besitzt, erscheint uns die Verschönerung der Hauptstadt, in dem Grade wie sie angestrebt wird, wie eine lotterige Eleganz, welche die inneren Schäden verdecken soll. Sie ist ein prachtvoller Staatsanzug, — darunter die Wäsche fehlt; und fast möchten wir unsere Betrachtung mit einem gangbaren Gemeinplatz schliessen, wäre der Gegenstand nicht allzu ernst.

\* \* \*

Die zweite Schöpfung des Grafen Andrassy, die ungarische Landwehr, ist in ihrer heutigen Gestalt und mit ihren gegenwärtigen Bildungselementen eine Einrichtung, deren Werth in keinem Verhältniss zu den Anforderungen des modernen Kriegswesens

steht. Eine Armee, deren stärkste Seite der Volksgeist sein müsste, unter dessen Einfluss sich die kriegerischen Anlagen eines wehrfähigen gesunden Volkes entwickeln und vervollkommen sollten, kann nicht in der Sackgasse des Dualismus herangebildet werden. — Und bei keiner Veranlassung zeigt sich die Unhaltbarkeit der zweitheiligen Staatsform besser und schlagender, als in der im Geiste gleichfalls getheilten Wehrkraft. Oder kann es noch Jemand geben, der den Rückschritt der Wehrfähigkeit seit der Einführung des Dualismus ernstlich in Abrede stellen könnte? . . . . . Man hat Ziffern gemacht, grösser als man sie jemals hatte, allein dachte nicht daran, — diesen Ziffern auch einen Geist einzuhauchen.

Man möge beliebig einen Faktor aufstellen, man lasse die gemeinsame Armee und die zweitheilige Landwehr in ein gegebenes Verhältniss treten, welches ihre Schlagfertigkeit herauskehren sollte und man wird unter allen Umständen die Wahrnehmung machen: dass die Schwerfälligkeit dieser getheilten Maschine, ihre Verwendbarkeit fast gänzlich in den Hintergrund drängt.

Abgesehen davon, dass die mechanische

Ausbildung der Armeen unter den gegebenen Verhältnissen nicht wohl denkbar ist, mangelt hüben wie drüben der Geist, welcher nothwendig ist, um eine grosse Körperschaft zu einer vereinten Thatkraft anzuspornen.

Was man auch sagen möge, so ist es doch eine unläugbare Thatsache, dass der Soldat eines modernen Staates nicht mehr der willige blinde Automat von ehemals ist. Der Geist der Zeit lebt auch in der grossen Körperschaft der Armeen und trägt vorerst noch unbestimmt dazu bei: den Geist der Willkürlichkeit, wie er in gewissen Fällen noch heute besteht, für immer zu brechen . . . . . Und eben darum, weil der heutige Krieger nicht blos der oft erzwungenen Pflicht seines Standes gehorcht; weil er durch Erziehung und Bildung seines Verstandes auch denkt, und weil die Urtheilskraft desselben weder von seinen Obern noch durch irgend ein Reglement eingeschränkt werden kann, — muss an die Stelle der willenslosen Maschine von Einst, ein selbstbewusstes Heer von Männern treten, welche nicht allein dem unerbittlichen Gebote ihrer Pflicht, sondern auch Eindrücken und Empfindungen gehorchen, welche die Liebe zum Vaterlande eingibt.

Ehedem, da es nicht gebräuchlich war den Krieger geistig zu schulen, konnte von einem denkenden und dadurch sittlich gestärkten Heere nicht die Rede sein. Man zog in den Krieg, stets mit dem Namen des Fürsten, dessen Zeichen man trug, gleichviel, ob man damit die Interessen seines Vaterlandes schädigte oder nicht. Die Pflicht war stärker als die Bande der Natur. Nur so lange die Bildung nicht in die Reihe der Krieger drang, war der Soldat eine Maschine.

Die österreichische Armee von ehedem war nicht schlechter, als irgend eine andere; in der Einheit derselben lag sogar eine Kraft, welche nicht selten vorzügliche Resultate zu Tage brachte. Die einheitliche Armee existirt heute nur mehr dem Namen nach, und an ihre Stelle trat der getheilte Geist einer neuen Ordnung, welche die Vorzüge von ehedem nicht besitzt. Und auch hier wie in der Politik macht sich dieselbe Wirkung geltend. Die Zweitheilung war nicht die Stärkung, sondern Schwächung der allgemeinen Wehrkraft; und darum sehen wir in der Einrichtung der ungarischen Landwehr gleich in den ersten Stadien ihrer Entwicklung den zersetzenden Keim vorhanden.

Das Offizierskorps der ungarischen Landwehr besitzt weder hinreichende Bildung, noch bietet es Bürgschaft für die Heranbildung eines militärischen Geistes. Viele derselben, welche aus der gemeinsamen Armee oft wegen gemeiner Vergehen entlassen wurden, — dienen heute sogar einen Grad höher in der Landwehr.

Betrachtet man gar das Verhältniss zwischen den Offizieren und der Mannschaft, und den geringen Einfluss der Ersteren auf den widerspenstigen Geist der Letzteren, so muss uns vor Allem das Misstrauen auffallen, womit sich beide Theile fast ohne Scheu gegenüberstehen.

Mit einem derartig organisirten geist- und zuchtlosen Heere wird weder die Regierung, noch auch selbst die Nation viel Ehre einlegen. Möge die Vorsehung verhüten, dass das Lehrgeld für das Ungeschick der Regierung nicht das ganze Volk zu entgelten haben solle . . . . .

\*  
\*  
\*

Wir sind am Schlusse unserer Betrachtungen angelangt; die Bilder, welche wir in einzelnen abgerissenen Zügen boten, haben

wir \*durchaus der Wirklichkeit entnommen. Unsere Absicht dabei war, die Schattenseiten einer Regierung, welche sich mit krampfhaftem Eigensinn an die Macht klammert, die ihr eine zweifelhafte Majorität in die Hände gespielt hat, herauszukehren; ohne dadurch das wenige Gute, das sie errang, in Abrede zu stellen. Wir wollten damit aber auch die Unhaltbarkeit der dualistischen Ausgleichsform darthun und gleichzeitig dahin wirken, dass die Idee einer staatlichen Selbstständigkeit je eher Form und Gestalt erlange. Das zukünftige Geschick Oesterreichs, als eines vorwiegend deutschen Staates, ist mit jenem des grossen deutschen Reiches identisch. — Die Zukunft Ungarns ist daher von der Oesterreichs gänzlich verschieden. Möge sie dem viel geprüften, oft irre geleiteten und nur selten verstandenen Volke günstig sein!

DE BALLACI GÉZA